Die Tagungen "Kirche und Judentum" in Deutschland

Autor(en): **Jasper**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **9 (1953)**

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-960919

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DIE TAGUNGEN «KIRCHE UND JUDENTUM» IN DEUTSCHLAND

von Pastor Jasper, Bethel

I. Die Eigenart der Tagungen «Kirche und Judentum» in Deutschland

Ein ausländisches Mitglied des Israel-Komitees im Internationalen Missionsrat sagte, daß die Tagungen «Kirche und Judentum», die in Deutschland alljährlich vom Deutschen Evangelischen Ausschuß für Dienst an Israel (Vorsitzender Professor D. Rengstorf, Münster) veranstaltet werden, in dieser Form einzigartig seien. Tatsächlich tragen sie besonderen Charakter. Die «Christlich-Jüdischen Arbeits-Gemeinschaften» stehen unter dem Leitgedanken der Toleranz. Man begegnet sich auf humaner Basis. Die «Weltbruderschaftswochen» haben dazu insofern einen politisch-soziologischen Akzent, als sie der Bekämpfung der Gruppenvorurteile dienen. Diese Tagungen «Kirche und Judentum» haben ein grundlegend anderes Ziel: Man möchte nicht nur gegeneinander tolerant sein, sondern sich zugleich auch in voller Wahrhaftigkeit begegnen. Das bedingt, daß die einzelnen Gesprächspartner auch von dem Letzten reden und einander bekennen, was die Herzen bewegt; das bedingt ferner, daß man sich gegenseitig aufschließt und «Masken» fallen läßt. Dann wird der Sinn der Gespräche nicht darin bestehen, daß man einander *über*reden und *über*zeugen will, sondern einander zu verstehen sucht. Gerade dann wird der christliche Gesprächspartner sich immer

---

Theologie und auch Bultmann für eine «Glaubenslegende» (Bultmann, «Syn. Tradition», 1931, S. 276) hält, sondern dieses Gespräch durchaus als ein historisches Gespräch ernst nimmt. Aber er versteht das messianische Bewußtsein Jesu und auch das Bekenntnis des Petrus innerhalb der *menschlichen* Sphäre: «*Menschlich* ist die Gewißheit eines Menschen von seinem Wesen nur kraft ihrer Erschütterungen; denn an ihnen wird die Mitte zwischen der Existenz Gottes und dem dämonischen Gotteswahn, der für das authentisch *Menschliche* ausgesparte Ort, offenbar!» («Zwei Glaubensweisen», S. 29.)

Auch dieses Gespräch zeigt also Buber wieder, daß Jesus nur ein messianischer Mensch ist. Und es ist unmöglich, ihn durch eine andere, isolierte Exegese dieser Perikope zu widerlegen. Der Unterschied wird bestehen bleiben, ob ein Christ oder ein Jude die Perikope liest.

bewußt bleiben müssen, daß hier nicht entscheidend ein Theologumenon ist, sondern daß unser Wort verstanden wird als Ausdruck unseres Wesens.

II. Überblick über die bisherigen Tagungen

Abgesehen von Tagungen, die von 1924 bis zum Dritten Reich stattfanden, wurden inzwischen nach dem Zusammenbruch fünf solche Tagungen gehalten, und zwar erstmalig im Oktober 1948 in Darmstadt. Auf ihr stand im Mittelpunkt der Vortrag des früheren Reichsrabbiners Dr. Leo Baeck: «Das Judentum auf alten und neuen Wegen». Er kam in dieser Zeitschrift zum Abdruck. Die zweite Tagung in Kassel, März 1950, stand unter dem Zeichen der Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus. Die dritte ihrer Art in Düsseldorf 1951 stellte die Frage nach dem Staate Israel heraus. Die vierte in Ansbach 1952 behandelte das Thema: «Der Mensch in christlicher und jüdischer Sicht»; und diese letzte Tagung, die vom 2. bis 6. März 1953 in Wuppertal stattfand, hatte zum Thema: «Die Gerechtigkeit in christlicher und jüdischer Sicht». Dazu sprachen jeweils drei jüdische und christliche Referenten, und zwar über «Gottes Gerechtigkeit» Landesrabbiner Dr. Geis, Karlsruhe, und Prof. D. Dr. Michel, Tübingen; über «Die Gerechtigkeit des Menschen» Landesrabbiner Dr. Holzer, Dortmund, und Pastor Göte Hedenquist, Upsala (Schweden), und über «Die Ungerechtigkeit der Welt und Gottes Gerechtigkeit» Rabbiner Dr. Maybaum, London (früher Berlin) und Prof. D. Rengstorf, Münster.

Wie bei allen vorhergehenden Tagungen fand auch wieder ein Rundgespräch statt, an dem sich als Vertreter des Judentums Dr. Maybaum und Senatspräsident Dr. Franken, Frankfurt, sowie der Judenchrist Gerichtsdirektor Dr. Oppler, Berlin, beteiligten, während als Vertreter der katholischen Kirche Prof. Dr. Michl, München, und als Vertreter der evangelischen Kirche Pastor Dr. Freudenberg, Vilbel bei Frankfurt, sowie der Gesprächsleiter Pastor Weber, Hamburg, sprachen. Daß je die Hälfte der Mitwirkenden Juristen und Theologen waren, gab dem Gespräch rechte Beweglichkeit. Es hatte die Aufgabe, den Ertrag der Konferenz nach der praktischen Seite herauszustellen. Erwähnt sei auch, daß am Anfang eines jeden

Tages eine Bibelarbeit stand, der Pastor Locher, Wuppertal, Psalmworte zugrundelegte. Dazu hielt Rev. Leuner, London und Hamburg, den Gottesdienst. Die Tagung schloß mit der Teilnahme am jüdischen Gottesdienst, dem eine Einführung in den jüdischen Gottesdienst voraufging.

III. Der Sinn der Gespräche

Wenn es hieß, daß diese Tagung in Deutschland einzigartig sei, so ist diese Tatsache für uns Christen in Deutschland beschämend im Gedenken daran, was im Dritten Reich geschah. «Bitte, verstehen Sie uns recht, wenn ich sage, welch ein ungeheurer Glaube dazu gehört hat, daß wir über dem schweren Verfolgungsleid nicht verzweifelten, sondern begonnen haben, ein Neues zu bauen», sagte einmal ein jüdischer Gesprächspartner. In einem interneren Gespräch hieß es ebenso einmal von jüdischer Seite: «Man kann doch nicht von Wiedergutmachung reden, denn sechs Millionen Morde lassen sich nicht wieder gutmachen!». Hier konnte die Antwort nur lauten, daß der Sinn des Vertrages mit Israel nur der eine sein könne: Wir bitten Israel um Verzeihung; und zum Zeichen, daß diese unsere Bitte ernst gemeint sei, sind wir bereit, nach Kräften Schadenersatz zu leisten. Ein warmer Händedruck des Verstehens war die Antwort, und die weiteren privaten Gespräche zeigten, daß hier eine Wand gefallen war. Gerade wir in Deutschland haben uns im Gespräch mit Juden immer vor Augen zu halten, daß wir Glieder eines Volkes sind, das dieses unendliche Leid über das jüdische Volk gebracht hat. Wenn dann Juden bereits sind, mit uns ein Gespräch zu führen, können wir nur danken.

Es erhebt sich auch die Frage, was denn der Ertrag der Gespräche der bisherigen fünf Tagungen sei. Wenn man das Buch von Prof. Schoeps, Erlangen, «Das jüdisch-christliche Religionsgespräch in neunzehn Jahrhunderten» liest, empfindet man, daß die Gespräche aller dieser Jahrhunderte um einen Punkt gekreist haben und nicht zu Ende gekommen sind. So sind wir auch auf diesen Tagungen nicht mit dem Gespräch «fertig» geworden. Es muß darum fortgesetzt werden. Darum kann man auf die Frage nach dem Ertrag zunächst nur die Antwort geben, daß die Tagungen zu wertvollen

persönlichen Begegnungen geführt haben. Gerade in bezug auf die letzte Tagung darf man vielleicht hinzufügen, daß das Gespräch überaus lebendig war und in die Tiefe ging. So sagte Dr. Maybaum, wie wertvoll ihm gerade eine solche personenhafte Begegnung sei. Sie könne niemals durch ein Buch vermittelt werden. Uns war es auch ein Geschenk, daß er, dessen Gesicht einen so ernsthaften Ausdruck hat, anfing zu lächeln, so daß in uns der Wunsch entstand, daß die Tagungen ferner dazu dienen möchten, daß jüdische Schwestern und Brüder in unserer Mitte neu lachen lernen. Beglückend für uns war auch, daß Senatspräsident Dr. Franken im Rundgespräch uns gestand, daß in seinem Herzen neu ein Glöcklein angefangen habe zu läuten. Das war uns ein Zeichen dafür, daß in unseren Gesprächen immer ein «Dritter» dabei gewesen war. Oft war es auch so, daß, wo die Diskussion zu Ende war, das eigentliche Gespräch untereinander und miteinander begann. Immer aber muß auch darum unser Gespräch ein vorläufiges bleiben, weil es nicht ein Gespräch zwischen Judentum und Christentum ist, sondern nur ein Gespräch darstellt zwischen einzelnen Juden und einzelnen Christen. Darum kann es keine Endlösung bringen.

Einmal wurde mißverständlich geredet von «Stufen der Religionen» und auch war das Wort von der «Absolutheit der christlichen Religion» gefallen. Diese Wendung löste verständlicherweise lebhafte Zwiesprache aus. Mit Recht konnte ein jüdischer Teilnehmer darauf hinweisen, unter welch unglücklichem Stern die Zwangsreligionsgespräche des Mittelalters gestanden hätten. Er hob auch hervor, daß die Gespräche der liberalen Zeit recht unbefriedigend verlaufen seien. Unwillkürlich dachten die christlichen Teilnehmer, daß nun gesagt werden würde, daß durch die Vorkommnisse der Vergangenheit die Gesprächsmöglichkeiten noch mehr eingeengt seien. Tatsächlich wurde auch einmal in anderem Zusammenhange von jüdischer Seite gesagt, daß das Christentum sich erst «rehabilitieren» müsse. Aber die Fortsetzung des jüdischen Gesprächspartners hieß zu unserer Überraschung anders: Um so wichtiger sei die Frage, wie es nunmehr trotz der schweren Vergangenheit mit ihrem ungeheuren Leid zu einem neuen Gespräch kommen könne, und da meine er, daß die Gesprächs-Situation eine einmalige sei, denn Kirche und Judentum seien im Dritten Reich gemeinsam den Weg des Leides und der

Verfolgung geführt worden. Diese Tatsache sei zu werten als «Pfeil Gottes, daß wir Brüder sind».

Hier sei noch eingeflochten das Erlebnis eines christlichen Teilnehmers auf der vorletzten Tagung in Ansbach. Er begrüßte eines Morgens seine christlichen Freunde: «Guten Morgen, Bruder Soundso». Ohne es recht zu ermessen, sagte er dasselbe auch zu einem jüdischen Teilnehmer. Bewegt ergriff dieser sofort die Hände seines Gegenübers und sagte: «Sie haben zu mir Bruder gesagt!!» Dies offenbart, worum es immer wieder gehen muß, nämlich, daß wir in Solidarität einander gegenüberstehen, alle Überwertigkeitskomplexe beiseite schieben und so im anderen den Menschenbruder sehen, das «Ebenbild Gottes», unter dem das Judentum und das Christentum den Menschen sieht.

Den Auftakt der Tagung bildete ein Vortrag von Prof. Dr. Hagemann, Münster, früher Chefredakteur des ehemaligen katholischen Zentrumsblattes «Germania», über «Gerechtigkeit und Menschenrechte». Nach einer geschichtlichen Einleitung sagte der Redner, daß auch Verfassungen, die ausdrücklich die Menschenrechte deklarierten, nicht ohne weiteres einen Schutz darböten gegen Willkür und Toleranz. Die Verfassung der totalitären Staaten sei dafür das beste Beispiel. Selbst in demokratischen Staaten erliege oft die Mehrheit der Versuchung, sich zur Intoleranz gegenüber der Minderheit verleiten zu lassen. Nur wo die Ebenbildlichkeit Gottes im Menschen erkannt werde, könne es zu echter Verankerung der Menschenwürde und der Menschenrechte kommen. Gerade der Hinweis auf die Vergewaltigung der Juden im Dritten Reich, wo in unmenschlicher Weise die Menschenrechte mit Füßen getreten worden seien, mache deutlich, daß die Garantie für die Unversehrtheit der Menschenwürde im Menschen selbst ruhe. Er müsse sich seiner Verantwortung gegenüber dem Menschenbruder vor Gott bewußt sein. Seine Ausführungen waren nur eine Bestätigung der späteren Erlebnisse in den Gesprächen, daß die Führung der letzten Zeit mit all ihrem Leide als «Gottes Pfeil, daß wir Brüder sind», anzusehen ist, und wohl uns, wenn der jüdische Gesprächspartner empfindet, daß wir in ihm einen Bruder sehen: «Sie haben zu mir Bruder gesagt!!»

IV. Aus dem Inhalt der Vorträge

Bei den Vorträgen bestand immer die Gefahr, daß der jüdische und der christliche Referent gegenseitig «monologisch» redeten. Evangelische Theologen erliegen ihr leicht und treiben vielleicht gar «instinktlos Theologie». Landesrabbiner Dr. Geis bekannte so auch in der Aussprache über sein Referat, daß ihm eine Antwort nicht leicht falle. Wir redeten zwar die gleiche Sprache, aber sie sei selbstverständlich vom Christlichen her geformt und nicht vom Jüdischen. So bedürften die Begriffe, die man gebrauchte, immer auch einer Umschaltung. Man sei von einem anderen Erlebnis gestaltet. Für einen christlichen Theologen sei es auch in einem ganz anderen Sinne möglich, eindeutig zu antworten, wie für den Juden, denn der Jude könne nicht im Namen des Judentums eindeutig Antwort geben. Seine Antwort fordere immer eine Ergänzung von anderer (jüdischer) Seite oder müsse sich gefallen lassen, von anderer (jüdischer) Seite in Frage gestellt zu werden. «Einheit und Eindeutigkeit gibt es nur in der Halacha; nach der theologischen Seite hin sind wir die ‚Erzählenden'». Die theologische Position sei «unsystematisch».

Trotz dieser Einschränkungen, die von beiden Seiten gelten, darf man sagen, daß die Referate so gehalten wurden, daß deutlich das Bemühen zu erkennen war, aus einer gegenseitigen inneren Auseinandersetzung mit der Position des anderen heraus zu reden. Das hat auch die Aussprache so stark befruchtet.

1. Die Gerechtigkeit Gottes

In den Referaten «Die Gerechtigkeit Gottes» gingen beide Redner davon aus, daß in Gott Gerechtigkeit und Barmherzigkeit in eins zu schauen seien. Auch nach jüdischem Gefühl — so sagte Dr. Geis — seien beide nicht voneinander zu trennen; immer aber werde die Gerechtigkeit Gottes auch als Problem empfunden, wenn der Mensch sein Leiden nicht zu begreifen vermag. Der Jude wisse, daß Leid und Unglück zum Leben gehöre. Bei aller Klage und allem Jammern schreite er jedoch nicht fort zum Zweifel an Gottes Gerechtigkeit. Dem biblischen Menschen seien die Katastrophen vertraut gewesen, während wir als Nachkommen einer bürgerlichen Welt dem Leide

nicht mehr gewachsen seien. Immer zeige die Bibel, daß wahres Leid als Strafe Gottes empfunden und gedeutet werde. Dazu führte Dr. Geis Barths Satz an: «Gottes Zorn ist die dem Unglauben verhüllte Gerechtigkeit Gottes.» Jedenfalls werde im Judentum das Leid erklärt und verstanden als ein Versagen des Menschen, das seine Antwort in Gottes Strafe fände.

Die Teschuwa, die Bekehrung, aber bejahe die menschliche Sünde genau so wie die göttliche Strafe und ermögliche die Umkehr zu Gott: «Größer als der Gerechte ist der Umkehrende.» Die göttliche Strafe sei eine «Sprosse zur Umkehr».

Immer hat sich auch das Judentum ein Empfinden dafür bewahrt, daß es sich um die Gerechtigkeit eines Kollektivs handle, eben des gesamten Volkes, so daß für die Sünde eines einzelnen auch das ganze Volk mitzuleiden habe. Das führe stets zur Frage, warum es die Juden so schlecht haben. Immer sei die Antwort, daß die Gefahren des Weges zu ertragen seien auf Grund des Ursprunges, der in der Erwählung durch Gott beruhe, und im Blick auf die Zukunft, die Gott verheiße. Sie seien «Züchtigungen aus Liebe». Der Jude erleide die Geschichte, aber er warte auf die Stunde der Offenbarung der Herrschaft Gottes. Das ganze Religionsgesetz sei nicht anders zu werten als die Verfassung des Königtums Gottes. Gerade das führe den Juden immer wieder dahin, daß er auf sein Leiden letzthin reagiere wie der biblische Mensch. Er suche die Quelle des Leides in seiner Sünde. So komme er schließlich dahin, zu fragen, nicht, warum ich leide, sondern «ob ich Dir zuwillen leide». Der Mensch werde im letzten Gericht von Gott gefragt: Hast du des Heils geharrt? Dieser Frage ins Auge zu schauen, erfordere von dem Juden Geduld.

Nach dem gleichen Ausgangspunkt wie Dr. Geis schloß Prof. D. Dr. Michel diese Gedankenreihe mit dem Satz ab, daß das Alte Testament Ausdrucksform dafür sei, wie die Gerechtigkeit Gottes zu Israel komme. Zugleich weise es aber über Israel hinaus, da die Gerechtigkeit Gottes nach dem Alten Testament einen Heilswillen Gottes offenbare. Auch das Neue Testament habe die Gerechtigkeit Gottes zum Thema. Ihre Besonderheit bestehe darin, daß sie ihre Darstellung im Wort und Werk Jesu finde. Darum gehe es bei der Auseinandersetzung zwischen Christentum und Judentum nicht

um die Darstellung zweier Ideen, sondern um die Ausdrucksform zweier Arten des Glaubens, in denen die Gottesgerechtigkeit präsent und offenbar werden solle. Er bezog diese seine Sätze, was die christliche Position angeht, zunächst auf die Darstellung der Gerechtigkeit durch den Evangelisten Matthäus, dem es um die Aufrichtung der Gerechtigkeit schlechthin (ohne bestimmenden Genitiv) gehe, als Umschreibung für das Weltregiment Gottes. Gottes Gerechtigkeit ist das, was kommt und präsent wird im Wort und Werk Jesu. Die Gerechtigkeit sei der Grundbegriff, unter dem die neue Weltzeit, die mit Jesus gekommen sei, stehe, und in der die Herrschaft Gottes offenbar werde. Er faßte diese von Matthäus geschilderte Gerechtigkeit auf als einen Kampf um die vollkommene Gerechtigkeit. Der erste Evangelist habe das quantitative Denken über die Gerechtigkeit aus dem Judentum übernommen. So schildere er auch Jesus als den «Zadik», der gekommen ist, um alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Indem Matthäus das Gesetz radikalisiere, werde aber sein Begriff der Gerechtigkeit ein Hinweis auf das Kreuz Jesu. Das rücke ihn an Paulus heran, dem sich die Gerechtigkeit im Kreuz Jesu konkretisiere. Paulus sähe im Kreuze Jesu die beiden Hände Gottes, die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit Gottes in eins.

Andererseits sei das Kreuz trotz der Offenbarung der Gerechtigkeit auch das Zeichen für ihre Verhüllung. Dieser scheinbare Gegensatz gehöre im Neuen Testament zusammen. So sei das Problem der Gerechtigkeit Gottes nicht gelöst. Die Kirche warte auf die Volloffenbarung der Gerechtigkeit Gottes. Sie sieht sie aber gebunden an den Menschensohn, an den Messias Jesus von Nazareth, gebunden an Jesus, den Juden.

Beiden, Juden und Christen, sei aber gesagt, daß wir in die Geschichte Gottes hineingestellt sind. Gerade darum gehe das, was in die Geschichte hineingegeben ist, auch nicht verloren. So entstehe die Frage, ob die Antwort, die der Talmud auf das Alte Testament gebe, richtig sei, oder aber die, die wir im Neuen Testament vor uns sehen. Beide, Juden und Christen, sind Wanderer durch die Wüste. Beide sind Prediger der Gerechtigkeit. Um so mehr sei ein Verstehen nötig. Wir als Christen müßten aber bei dem Zeugnis bleiben, daß die Gerechtigkeit Gottes offenbar sei nur in Jesus Christus.

2. *Die Gerechtigkeit des Menschen*

Die Referate über die Gerechtigkeit des Menschen führten zur Darstellung der tiefen Unterschiedlichkeit der Auffassungen. Pastor Hedenquist unterschied zwischen der Gerechtigkeit coram hominibus und in deo und suchte den Begriff der Rechtfertigung in Luthers Auffassung zu entwickeln. Merkwürdig sei, daß jeder Mensch gerecht sein wolle. Die wahre Gerechtigkeit des Menschen aber sei letzthin keine Gerechtigkeit des Menschen, sondern Gottes. Gott handle durch den Menschen. Das führte den Redner zu der Frage, welche Aufgabe damit dem Menschen für die Welt gesetzt sei. Der Unterschied zwischen der Selbsterlösungsgerechtigkeit im Judentum und der Rechtfertigung durch den Glauben sei gegeben durch das Kreuz Christi. Die Rechtfertigung aber fordere als Frucht die Gerechtigkeit der Liebe.

Landesrabbiner Dr. Holzer ging von dem Gedanken aus, daß die Zedaka auch das menschliche Empfinden und Mitfühlen für den Leidenden mit umfasse. Damit sei das Sozialrechtliche mit einbezogen, wenn man von der Gerechtigkeit des Menschen rede. Er sprach dann über die Uranfänge der Rechtssatzungen in der Volksgeschichte Israels, wie praktisch das Recht im Volke seine Verwirklichung und Verankerung finde. Der Richter stehe in der Quaderhalle des Heiligtums, und so sei der gerechte Richter ein Mitarbeiter am Werke Gottes. Aber auch der Gerechte gehe nicht ohne Fehl einher über die Erde, und er versündige sich an seinem Mitmenschen. So habe er sich immer Micha 6, 8 vor Augen zu stellen und seine Verantwortung gegenüber dem Nächsten zu erkennen, auch selbst im Sklaven die Menschenwürde zu achten. Die kurze Darlegung der beiden Referate läßt erkennen, daß durch den verschiedenen Ansatzpunkt ohne weiteres auch eine innere Entfernung voneinander gegeben war.

3. *Die Ungerechtigkeit der Welt und die Gerechtigkeit Gottes*

Eigengeprägten Gedankenbewegungen stand man im Referat von Dr. Maybaum gegenüber. Er unterschied zunächst Gerechtigkeit und Rache. Der Appell des Machtlosen und Elenden in den Psalmen an

die Gerechtigkeit Gottes schütze die Gerechtigkeit davor, Rache zu werden. Wohl mögen der Rächer und der gerechte Richter im Blick auf den Übeltäter zu gleichem Resultat kommen, aber im Herzen des einen lodere das Feuer des Hasses, während in dem des andern der Friede wohne. Die Rache bei den Menschen sei im besten Falle Gerechtigkeit ohne Erbarmen, während der rächende Gott immer zugleich auch barmherzig sei. So sei auch die menschliche Gerechtigkeit nur dann nicht Rache, wenn sie zugleich auch Barmherzigkeit sei. Der das Todesurteil sprechende Richter bleibe barmherzig, wenn er den Angeklagten als Kind Gottes ansähe.

Wenn wir jedoch die Gerechtigkeit als Verwalter von Institutionen zu vertreten suchen, komme zum menschlichen noch ein weiterer unpersönlicher Faktor hinzu, der die Gefahr mit sich bringe, daß die Gerechtigkeit unmenschlich werde. In diesem Zusammenhange entwickelte er seine Gedanken über die Erbsünde und bezog sie auf den «politischen Raum», der die Völker aneinander schuldig werden ließe, weil sie nicht nur dem Gesetz Gottes, sondern auch dem Volksnomos verhaftet seien. Das halte sie in einer Schuldverhaftung fest, denn hier gelte das Freund-Feind-Verhältnis. Die Erbsünde stelle so eine «unschuldige Ungerechtigkeit» dar. Das Christentum habe die von Gott gestellte Aufgabe zu erfüllen, den Völkern das Gebot der «Feindesliebe» zu verkünden, die damit ebenso auf den politischen Raum bezogen wurde.

Diesem politischen Raum stehe gegenüber der «familiäre Raum», der nicht von der Erbsünde bedroht sei, da hier jeder einzelne «privat» sein könne. Die Andersartigkeit des Judentums, die mit der Erwählung gegeben sei, sah der Redner darin, daß es ausgeschlossen sei von dem politischen Raum, da es immer nur die Geschichte erleide. So sei es nicht einem völkischen Nomos verhaftet, sondern unterstehe nur dem Gesetz Gottes, und darum sei das Judentum letztlich anzusehen als «erweiterte Familie».

Professor D. Rengstorf ging in seinem Korreferat von der Spannung der beiden Aussagen aus, daß Gott die Welt geschaffen habe und andererseits die Welt «im Argen» liege. Diese Spannung führe zu der Frage, ob es möglich sei, von einer einheitlichen in sich geschlossenen Anschauung der Christenheit von der Welt zu sprechen, und ob es nicht ehrlicher sei, festzustellen, daß zwei unvereinbare

Anschauungen miteinander verbunden seien, da der Standort ein ganz verschiedener sei. Einmal spreche man aus der Sicht Gottes als des Schöpfers, und sodann aus der Sicht der Welt und ihrer Ungerechtigkeit.

Die Einsicht in die Ungerechtigkeit der Welt aber soll uns davor bewahren, das Thema als Thema eines einzelnen Menschen zu behandeln. Selbstverständlich bleibe das Thema «mein Thema», aber es gewinne Gewicht auf Grund der Tatsache, daß es das Thema aller Menschen, mein Thema und Gottes Thema sei, insofern als Er der Schöpfer, Erhalter und Richter der Welt sei.

Auch die Heilige Schrift verbinde diese Aussagen miteinander- und zwar könne sie nur so davon sprechen, daß leitender Gesichts, punkt die Vorstellung von Gott als dem schlechthin Gerechten sei. Gottes Gottsein finde immer seinen Ausdruck in der Gerechtigkeit. So hänge das Urteil, ob ein Mensch gerecht sei oder nicht, davon ab, was vor Gott als Recht gelte. Gottes Gerechtigkeit aber sei immer handelnde Gerechtigkeit. Darum trage sie zugleich auch den Charakter der Barmherzigkeit und Güte, und so werde nach Paulus Römer 2, 4b Gottes Güte und nicht sein Zorn als Beweggrund für die Buße hervorgehoben.

Wir sprächen sowohl im Judentum wie im Christentum von der Ungerechtigkeit der Welt im Blick auf Gottes Gerechtigkeit. Das liege nicht daran, daß die Welt von Gott abgefallen sei, oder daß die Welt sich als eine ungerechte Welt darstelle, sondern das habe seinen Grund darin, daß Gott, der Schöpfer der Welt, gerecht ist. Die vorbehaltlose Güte Gottes als des Schöpfers gegenüber den Bösen und Ungerechten, Matthäus 5, 45, ohne Rücksicht auf Leistung und Charakter des Menschen solle die Menschen letzthin zur Erkenntnis, nicht ihrer Ungerechtigkeit, sondern ihrer Bestimmung und Würde führen.

Das Bild der Schöpfung sei durch den Sündenfall entstellt, denn durch ihn sei Gottes Gottheit in ihrer Gerechtigkeit angetastet. Die Geschichte bezeuge das damit, daß der Mensch sein wollte «wie Gott». Damit stehe die Welt unter «Gottes Zorn», der seinen Ausdruck als Gerichte Gottes über die Welt fände, die sowohl die Völker wie das auserwählte Volk Gottes träfen. Der Sinn der Gerichte Gottes sei immer ein doppelter. Gott benutze das Gericht, um die Völker

als seine Werkzeuge zu gebrauchen, daß er verherrlicht werde, und es solle Gottes eigenes Volk vom falschen Wege zurückbringen. Weil es letzthin um den Erweis der Gottheit Gottes gehe, werde der Erzähler des Alten Testamentes nicht müde, die furchtbaren Gerichte Gottes als Seine Gerechtigkeit zu preisen.

Auch die urchristlichen Deuter kämen zu gleichem Urteil des Geschehens. Auch sie seien gehalten von der Gewißheit, daß der endliche Sieg Gottes komme. (Vgl. Offbg. Joh.) Mit dieser Gewißheit verbinde sich die Vorstellung einer endgültigen Durchsetzung Seiner Gerechtigkeit gegenüber aller Ungerechtigkeit. Durchschlagender Ausdruck dafür sei die Schilderung des letzten Gerichtes über den einzelnen Menschen, das auch das Gericht über Gottes eigenes Volk und die Kirche einschließe. So ergebe sich aus allem ein weitgespanntes, in sich geschlossenes Bild von der Ungerechtigkeit der Welt hin zu der Gerechtigkeit Gottes.

Dieses Thema sei auch das eigentliche Thema Jesu, weil Er der Gekreuzigte, Auferstandene und Erhöhte sei. Damit kam der Redner zur Darstellung der christlichen Schau von der Rechtfertigung des Ungerechten als einer Gerechtigkeit des Glaubens, nicht als einer besonderen menschlichen Gerechtigkeit, wobei er herausstellte, daß für Paulus in der apostolischen Polemik das Objekt stets er selbst sei.

Die Tragik Israels liege darin, daß es bei dem Bemühen um die Aufrichtigkeit der eigenen Gerechtigkeit beharre und die Lösung aus der Not und der Ungerechtigkeit nicht von Gott, dem Gerechten, erwarte. Dadurch ergäbe sich für die Kirche das schwere Problem im Verkehr mit der Judenschaft, aber diese Diskrepanz zwischen Christentum und Judentum sei unübersehbar.

Der jüdische Standort in seiner Besonderheit sei damit gegeben, daß die Judenschaft mit großem Ernst und unübersehbarem Appell an den einzelnen unter die Gerechtigkeit Gottes sich gestellt wisse. Darauf hinzuweisen, habe das Judentum stets als ureigensten Dienst empfunden, und seine Würde bestehe darin, dies in treuer Weise weiter zu tun. Es sei daher niemals zu vergessen, daß diese Würde angetastet werde, wenn sie in Frage gestellt werde, und wo das geschähe, werde die christliche Verkündigung unglaubwürdig.

Christentum und Judentum gingen weite Strecken gemeinsam in der praktischen Wegbereitung der göttlichen Gerechtigkeit, aber

die christliche Verkündigung habe davon auszugehen, daß die Gerechtigkeit allein in Jesus, dem Gekreuzigten, auferstandenen und erhöhten Herrn vorhanden sei. Darum sei vor Gott nur der gerecht, der in Christus sei. Die Folge sei, wo immer durch die Christenheit die Ungerechtigkeit der Welt festgestellt werde, überall dahin habe sie den Ruf zur Liebe und Selbsthingabe erschallen zu lassen. Wohl könnten wir durch die Liebe nicht die Welt wandeln, aber die christliche Verkündigung ermuntere zur Liebe, weil sie den Erweis der göttlichen Gerechtigkeit vor sich habe als Güte, die sie in der Erscheinung Jesu vor Augen habe. Gott sei die Liebe in dem Sinne, daß Ihn nichts von Seiner Gebundenheit an die Schöpfung zu ihrem Heil abbringen könne. Darum sei ein Mensch, der Ihm durch Jesus Christus zugehöre, auch dem Mitmenschen zugewandt, eben weil Gott Seine Liebe auch dem andern zuwende: «Du sollst deinen Mitmenschen lieben, denn er ist wie du!»

4. Die Aussprache über die Referate

Es würde zu weit führen, im einzelnen den Verlauf der Diskussion wiederzugeben. Darum sei hier nur angedeutet, was in erster Linie Gegenstand der Aussprache war. Durch das Thema war gegeben, daß Gedanken über Gerechtigkeit und Rechtfertigung vor Gott sich immer wieder in den Vordergrund drängten. Sie fanden auch ihren Ausdruck in der Frage nach dem Wesen der jüdischen Anschauung über die Teschuwa und ihre Ermöglichung. Es schien uns, daß schon ein Dissensus zwischen Judentum und Christentum in der Wertung des Sündenfalles sich ergäbe. Das wurde auch von jüdischer Seite bestätigt. Das führte weiter zur Frage nach der Erfüllbarkeit des Gesetzes, die jüdischerseits durchaus bejaht wurde; hieß es doch auch in einer Diskussion auf der Tagung in Kassel von jüdisch-orthodoxer Seite her: Gott gäbe doch nur ein Gesetz, das der Mensch auch erfüllen könne. Wenn dann in der Bibel davon die Rede sei, daß das Menschenherz böse von Jugend auf sei, so sei damit keine Erbsünde gemeint, sondern nur eine Schwächung der menschlichen Natur.

Das bedingt ein Zurücktreten der Heilsgeschichte gegenüber dem Gesetz, da nach gleicher jüdischer Stimme die Heilsgeschichte Gottes Sache sei, aber der Mensch dem Gesetz Gottes gegenübergestellt sei.

So fiel auch in einer Diskussion einer Vorkriegstagung einmal das Wort: Wir haben es nicht mit Gott, sondern mit seinem Gesetz zu tun.

Als einmal die Frage nach dem Verhältnis von sittlichem Gesetz und Speisegesetzen gestellt wurde, berief sich der jüdische Gesprächspartner auf das Wort des Paulus, daß der Geist lebendig mache, aber der Buchstabe töte.

Daß die Gedanken von Dr. Maybaum über Erbsünde und Feindesliebe ebenso Gegenstand längerer Aussprachen wurden, desgleichen auch die Darlegungen von Prof. D. Dr. Michel über die quantitative Gerechtigkeit, die Matthäus hinstelle, lag in der Sache selbst begründet. Als von den Stufen der Religion gesprochen wurde, wurde von einer Seite darauf hingewiesen, daß Jesus so tief gestanden habe, wie kein anderer. Darum sollten auch die Christen darüber einig sein, daß sie im Juden einem Bruder gegenüberstehen, der in der Gnade stehe; gelte doch die Grundverheißung des Alten wie des Neuen Testamentes beiden: Ich bin der Herr, dein Gott. (Vgl. Lukas 19, 9: Sintemal auch er Abrahams Sohn ist.)

Will man etwas Zusammenfassendes von den Aussprachen sagen, so dürfen wir voller Freude bekennen, daß sie stets von dem aufrichtigen Willen, einander zu verstehen, getragen waren. Das war auch der Beweggrund, zuversichtlich von einer Fortsetzung des Gespräches zu reden.

Die nächste Tagung soll in Mannheim zur gleichen Zeit (2.—6. März 1954) stattfinden. In der Aussprache trat wiederholt auch die Frage hervor, welche Wertung die Schrift im Judentum und im Christentum empfinge. So ist für die kommende Tagung als Thema aufgestellt: «Die Heilige Schrift».

Daß die Tagung zumal von der studentischen Jugend stark besucht war, die fast die Hälfte der Teilnehmer stellte, schien allen ein verheißungsvolles Zeichen für die Zukunft zu sein. Daß die Bibelarbeit von den jüdischen Teilnehmern mitbesucht war, zeigte uns, wie Juden und Christen die Psalmen gemeinsam lesen können.